

btb

Mitten im Unterricht steht der Lateinlehrer Raimund Gregorius auf und verläßt seine Klasse. Aufgeschreckt vom plötzlichen Gefühl der verrinnenden Zeit, läßt er sein wohlgeordnetes Leben hinter sich und setzt sich in den Nachtzug nach Lissabon. Im Gepäck hat er ein Buch von dem Protugiesen Amadeu de Prado, dessen Ausführungen über das Leben, über Liebe, Einsamkeit, Endlichkeit, Freundschaft und Tod ihn nicht mehr loslassen. Er macht sich auf die Suche nach den Spuren dieses faszinierenden Menschen. Langsam meint Gregorius zu ahnen, wer der Schriftsteller war. Doch was hat das für Konsequenzen für sein eigenes Leben? Kann man denn einfach so ausbrechen und alles Gewohnte hinter sich lassen? Dieser Roman ist ein vielstimmiges Epos von einer Reise nicht nur durch Europa, sondern auch durch unser Denken und Fühlen.

PASCAL MERCIER, 1944 in Bern geboren, hieß mit bürgerlichem Namen Peter Bieri und lebte in Berlin, wo er bis zu seiner Emeritierung Professor für Philosophie an der Freien Universität Berlin war. Nach »Perlmanns Schweigen« und »Der Klavierstimmer« wurde sein Roman »Nachtzug nach Lissabon« ein internationaler Bestseller. Es folgten die Novelle »Lea« und der Roman »Das Gewicht der Worte«. Pascal Mercier wurde u.a. mit dem Marie-Luise-Kaschnitz-Preis und dem italienischen Premio Grinzane Cavour für den besten ausländischen Roman geehrt. Mercier verstarb im Sommer 2023.

PASCAL MERCIER BEI BTB

Perlmanns Schweigen. Roman (72135)

Der Klavierstimmer. Roman (72654)

Das Gewicht der Worte. Roman (77104)

Lea. Novelle (73746)

Pascal Mercier

Nachtzug nach  
Lissabon

Roman

**btb**

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Dataminings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.  
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

59. Auflage  
Genehmigte Taschenbuchausgabe Mai 2006,  
btb Verlag in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,  
Neumarkter Str. 28, 81673 München  
Copyright © Carl Hanser Verlag München Wien 2004  
Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung des  
Carl Hanser Verlages  
Umschlaggestaltung: Design Team München  
Umschlagfoto: Peter-Andreas Hassiepen  
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck  
MK · Herstellung: sc  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-442-73436-8

[www.btb-verlag.de](http://www.btb-verlag.de)  
[www.facebook.com/penguinbuecher](https://www.facebook.com/penguinbuecher)

Nachtzug nach Lissabon



Nuestras vidas son los ríos  
que van a dar en la mar,  
qu'es el morir

*Jorge Manrique*



*Nous sommes tous de lopins et d'une contexture si informe et diverse, que chaque piece, chaque momant, faict son jeu. Et se trouve autant de difference de nous à nous mesmes, que de nous à autruy.*

Wir bestehen alle nur aus buntscheckigen Fetzen, die so locker und lose aneinanderhängen, daß jeder von ihnen jeden Augenblick flattert, wie er will; daher gibt es ebenso viele Unterschiede zwischen uns und uns selbst wie zwischen uns und den anderen.

*Michel de Montaigne, ESSAIS, Zweites Buch, 1*

*Cada um de nós é vários, é muitos, é uma prolixidade de si mesmos. Por isso aquele que despreza o ambiente não é o mesmo que dele se alegra ou padece. Na vasta colónia do nosso ser há gente de muitas espécies, pensando e sentindo diferentemente.*

Jeder von uns ist mehrere, ist viele, ist ein Übermaß an Selbsten. Deshalb ist, wer die Umgebung verachtet, nicht derselbe, der sich an ihr erfreut oder unter ihr leidet. In der weitläufigen Kolonie unseres Seins gibt es Leute von mancherlei Art, die auf unterschiedliche Weise denken und fühlen.

*Fernando Pessoa, LIVRO DO DESASSOSSEGO, Aufzeichnung vom 30.12.1932*



ERSTER TEIL

*Der Aufbruch*



**I** Der Tag, nach dem im Leben von Raimund Gregorius nichts mehr sein sollte wie zuvor, begann wie zahllose andere Tage. Er kam um Viertel vor acht von der Bundesterrasse und betrat die Kirchenfeldbrücke, die vom Stadtkern hinüber zum Gymnasium führt. Das tat er an jedem Werktag der Schulzeit, und es war immer Viertel vor acht. Als die Brücke einmal gesperrt war, machte er nachher im Griechischunterricht einen Fehler. Das war vorher nie vorgekommen, und es kam auch nachher nie mehr vor. Die ganze Schule sprach tagelang nur von diesem Fehler. Je länger die Diskussion darüber dauerte, desto zahlreicher wurden diejenigen, die ihn für einen Hörfehler hielten. Schließlich gewann diese Überzeugung auch bei den Schülern, die dageigewesen waren, die Oberhand. Es war einfach nicht denkbar, daß Mundus, wie alle ihn nannten, im Griechischen, Lateinischen oder Hebräischen einen Fehler machte.

Gregorius blickte nach vorn zu den spitzen Türmen des Historischen Museums der Stadt Bern, hinauf zum Gurten und hinunter zur Aare mit ihrem gletschergrünen Wasser. Ein böiger Wind trieb tiefliegende Wolken über ihn hinweg, drehte seinen Schirm um und peitschte ihm den Regen ins Gesicht. Jetzt bemerkte er die Frau mitten auf der Brücke. Sie hatte die Ellbogen auf das Geländer gestützt und las im strömenden Regen, was wie ein Brief aussah. Sie mußte das Blatt mit beiden Händen festhalten. Als Gregorius näher kam, zerknüllte sie das Papier plötzlich, knetete es zu einer Kugel und warf die Kugel mit einer heftigen Bewegung in den Raum hinaus. Unwillkürlich war Gregorius schneller gegangen und war jetzt nur noch wenige Schritte von ihr entfernt. Er sah die Wut in

ihrem bleichen, regennassen Gesicht. Es war keine Wut, die sich in lauten Worten würde entladen können, um dann zu verrauchen. Es war eine verbissene, nach innen gewandte Wut, die schon lange in ihr glimmen mußte. Jetzt stützte sich die Frau mit gestreckten Armen auf das Geländer, und ihre Fersen glitten aus den Schuhen. *Gleich springt sie.* Gregorius überließ den Schirm einem Windstoß, der ihn übers Brückengeländer hinaustrieb, warf seine Tasche voller Schulhefte zu Boden und stieß eine Reihe von lauten Flüchen aus, die nicht zu seinem gewohnten Wortschatz gehörten. Die Tasche ging auf, und die Hefte glitten auf den nassen Asphalt. Die Frau drehte sich um. Für einige Augenblicke sah sie reglos zu, wie die Hefte vom Wasser dunkler wurden. Dann zog sie einen Filzstift aus der Manteltasche, machte zwei Schritte, bückte sich zu Gregorius hinunter und schrieb ihm eine Folge von Zahlen auf die Stirn.

»Entschuldigen Sie«, sagte sie auf französisch, atemlos und mit fremdländischem Akzent, »aber ich darf diese Telefonnummer nicht vergessen und habe kein Papier bei mir.«

Jetzt blickte sie auf ihre Hände, als sähe sie sie zum erstenmal.

»Ich hätte natürlich auch ...«, und nun schrieb sie, zwischen Gregorius' Stirn und der Hand hin und her blickend, die Nummer auf den Handrücken. »Ich ... ich wollte sie nicht behalten, ich wollte alles vergessen, aber als ich den Brief dann fallen sah ... ich mußte sie festhalten.«

Der Regen auf den dicken Brillengläsern trübte Gregorius die Sicht, und er tastete ungeschickt nach den nassen Heften. Wiederum, so schien ihm, glitt die Spitze des Filzstifts über seine Stirn. Doch dann merkte er, daß es jetzt der Finger der Frau war, die mit einem Taschentuch die Zahlen wegzuwischen versuchte.

»Es ist eine Zumutung, ich weiß ...«, und nun begann sie,

Gregorius beim Aufsammeln der Hefte zu helfen. Er berührte ihre Hand und streifte ihr Knie, und als sie sich beide nach dem letzten Heft streckten, stießen sie mit dem Kopf zusammen.

»Vielen Dank«, sagte er, als sie sich gegenüberstanden. Er deutete auf ihren Kopf. »Tut es sehr weh?«

Abwesend, mit gesenktem Blick, schüttelte sie den Kopf. Der Regen prasselte auf ihr Haar und lief ihr übers Gesicht.

»Kann ich ein paar Schritte mit Ihnen gehen?«

»Äh . . . ja, sicher«, stotterte Gregorius.

Schweigend gingen sie zusammen bis zum Ende der Brücke und weiter in Richtung Schule. Das Zeitgefühl sagte Gregorius, daß es nach acht war und die erste Stunde bereits begonnen hatte. Wie weit war »ein paar Schritte«? Die Frau hatte sich seinem Gang angepaßt und trottete neben ihm her, als ginge es den ganzen Tag so weiter. Sie hatte den breiten Kragen des Mantels so weit aufgestellt, daß Gregorius von der Seite nur ihre Stirn sah.

»Ich muß dort hinein, ins Gymnasium«, sagte er und blieb stehen. »Ich bin Lehrer.«

»Kann ich mitkommen?« fragte sie leise.

Gregorius zögerte und fuhr sich mit dem Ärmel über die nasse Brille. »Jedenfalls ist es dort trocken«, sagte er schließlich.

Sie gingen die Stufen hoch, Gregorius hielt ihr die Tür auf, und dann standen sie in der Halle, die besonders leer und still erschien, wenn die Stunden begonnen hatten. Ihre Mäntel tropften.

»Warten Sie hier«, sagte Gregorius und ging zur Toilette, um ein Handtuch zu holen.

Vor dem Spiegel trocknete er die Brille und wischte sich das Gesicht ab. Die Zahlen auf der Stirn waren noch immer zu erkennen. Er hielt einen Zipfel des Handtuchs unter das warme

Wasser und wollte gerade zu reiben beginnen, als er mitten in der Bewegung innehielt. *Das war der Augenblick, der alles entschied*, dachte er, als er sich das Geschehen Stunden später in Erinnerung rief. Mit einemmal nämlich war ihm klar, daß er die Spur seiner Begegnung mit der rätselhaften Frau gar nicht auswischen *wollte*.

Er stellte sich vor, wie er nachher mit einer Telefonnummer im Gesicht vor die Klasse treten würde, er, Mundus, der verläßlichste und berechenbarste Mensch in diesem Gebäude und vermutlich in der gesamten Geschichte der Schule, seit mehr als dreißig Jahren hier tätig, ohne Fehl und Tadel in seinem Beruf, eine Säule der Institution, ein bißchen langweilig vielleicht, aber geachtet und sogar drüben an der Hochschule gefürchtet wegen seines stupenden Wissens in den alten Sprachen, liebevoll verspottet von seinen Schülern, die ihn in jedem Jahrgang von neuem auf die Probe stellten, indem sie ihn mitten in der Nacht anriefen und nach der Konjektur für eine entlegene Stelle in einem alten Text fragten, nur um jedesmal aus dem Kopf eine ebenso trockene wie erschöpfende Auskunft zu bekommen, die einen kritischen Kommentar zu anderen möglichen Meinungen mit einschloß, alles aus einem Guß und mit einer Ruhe vorgetragen, die nicht die Spur von Ärger über die Störung erkennen ließ – Mundus eben, ein Mann mit einem unmöglich altmodischen, geradezu altertümlichen Vornamen, den man einfach abkürzen *mußte* und nicht anders als so abkürzen *konnte*, eine Abkürzung, die überdies das Wesen dieses Mannes ans Licht hob, wie kein anderes Wort es gekonnt hätte, denn was er als Philologe in sich herumtrug, war in der Tat nichts weniger als eine ganze Welt, oder vielmehr mehrere ganze Welten, da er neben jeder lateinischen und griechischen Textstelle auch jede hebräische im Kopf hatte, womit er schon manchen Lehrstuhlinhaber für das Alte Testament in Erstaunen versetzt hatte. *Wenn ihr einen*

wahren Gelehrten sehen wollt, pflegte der Rektor zu sagen, wenn er ihn einer neuen Klasse vorstellte: *Hier ist er.*

Und dieser Gelehrte, dachte Gregorius jetzt, dieser trockene Mann, der einigen nur aus toten Wörtern zu bestehen schien und der von Kollegen, die ihm seine Beliebtheit neideten, gehässig *der Papyrus* genannt wurde – dieser Gelehrte würde mit einer Telefonnummer den Raum betreten, die ihm eine verzweifelte, offenbar zwischen Wut und Liebe hin- und hergerissene Frau auf die Stirn gemalt hatte, eine Frau in einem roten Ledermantel und mit einem märchenhaft weichen, südländischen Tonfall, der wie ein endlos in die Länge gezogenes Flüstern klang, das einen schon durch das bloße Anhören zum Komplizen machte.

Als Gregorius ihr das Handtuch gebracht hatte, klemmte die Frau einen Kamm zwischen die Zähne und frottierte mit dem Tuch das lange schwarze Haar, das in dem Mantelkragen lag wie in einer Schale. Der Hausmeister betrat die Halle und warf, als er Gregorius sah, einen verwunderten Blick auf die Uhr über dem Ausgang und dann auf seine Armbanduhr. Gregorius nickte ihm zu, wie er es immer tat. Eine Schülerin hastete an ihnen vorbei, drehte sich im Lauf zweimal um und lief weiter.

»Ich unterrichte dort oben«, sagte Gregorius zu der Frau und zeigte durchs Fenster hinauf zu einem anderen Gebäudeteil. Sekunden verrannen. Er spürte seinen Herzschlag. »Wollen Sie mitkommen?«

Gregorius konnte später nicht glauben, daß er das wirklich gesagt hatte; aber es mußte wohl so gewesen sein, denn auf einmal gingen sie nebeneinander auf das Klassenzimmer zu, er hörte das Quietschen seiner Gummisohlen auf dem Linoleum und das Klacken der Stiefeletten, wenn die Frau den Fuß aufsetzte.

»Was ist Ihre Muttersprache?« hatte er sie vorhin gefragt.

»Português«, hatte sie geantwortet.

Das *o*, das sie überraschend wie ein *u* aussprach, die ansteigende, seltsam gepreßte Helligkeit des *ê* und das weiche *sch* am Ende fügten sich für ihn zu einer Melodie, die viel länger klang, als sie wirklich war, und die er am liebsten den ganzen Tag lang gehört hätte.

»Warten Sie«, sagte er jetzt, holte sein Notizbuch aus der Jacke und riß ein Blatt heraus: »Für die Nummer.«

Er hatte schon die Hand auf der Klinke, da bat er sie, das Wort von vorhin noch einmal zu sagen. Sie wiederholte es, und da sah er sie zum erstenmal lächeln.

Das Schwatzen brach schlagartig ab, als sie das Klassenzimmer betraten. Eine Stille, die ein einziges Staunen war, füllte den Raum. Gregorius erinnerte sich später genau: Er hatte diese überraschte Stille, diese sprachlose Ungläubigkeit, die aus jedem einzelnen Gesicht sprach, genossen, und er hatte auch seine Freude darüber genossen, daß es ihm möglich war, auf eine Weise zu empfinden, die er sich nicht zugetraut hätte.

*Was ist denn jetzt los?* Die Frage sprach aus jedem einzelnen der gut zwanzig Blicke, die auf das sonderbare Paar an der Tür fielen, auf Mundus, der mit nasser Glatze und regendunklem Mantel neben einer notdürftig gekämmten Frau mit bleichem Gesicht stand.

»Vielleicht dort?« sagte Gregorius zu der Frau und deutete auf den leeren Stuhl hinten in der Ecke. Dann ging er nach vorn, grüßte wie gewohnt und setzte sich hinters Pult. Er hatte keine Ahnung, was er zur Erklärung hätte sagen können, und so ließ er einfach den Text übersetzen, an dem sie gerade arbeiteten. Die Übersetzungen kamen zögernd, und er fing manch neugierigen Blick auf. Auch verwirrte Blicke gab es, denn er – er, Mundus, der jeden Fehler noch im Schlaf erkannte – ließ reihenweise Fehler, Halbheiten und Unbeholfenheiten durchgehen.

Es gelang ihm zu tun, als blickte er nicht zu der Frau hinüber. Und doch sah er sie in jeder Sekunde, er sah die feuchten Strähnen, die sie aus dem Gesicht strich, die weißen Hände, die sich ineinander krampften, den abwesenden, verlorenen Blick, der zum Fenster hinausging. Einmal holte sie den Stift hervor und schrieb die Telefonnummer auf den Zettel. Dann lehnte sie sich wieder zurück und schien kaum mehr zu wissen, wo sie war.

Es war eine unmögliche Situation, und Gregorius schielte auf die Uhr: noch zehn Minuten bis zur Pause. Da erhob sich die Frau und ging leise zur Tür. Im Türspalt drehte sie sich zu ihm um und legte den Finger an die Lippen. Er nickte, und lächelnd wiederholte sie die Geste. Dann fiel die Tür mit einem leisen Schnappen ins Schloß.

Von diesem Augenblick an hörte Gregorius nichts mehr von dem, was die Schüler sagten. Ihm war, als sei er ganz allein und von einer betäubenden Stille umschlossen. Irgendwann stand er am Fenster und folgte der roten Frauengestalt mit dem Blick, bis sie um die Häuserecke verschwunden war. Er spürte, wie die Anstrengung in ihm nachhallte, die es ihn gekostet hatte, ihr nicht nachzulaufen. Immer wieder sah er den Finger an ihren Lippen, der so vieles bedeuten konnte: *Ich will nicht stören*, und: *Es bleibt unser Geheimnis*, aber auch: *Lassen Sie mich jetzt gehen, es kann keine Fortsetzung geben*.

Als es zur Pause klingelte, blieb er am Fenster stehen. Hinter ihm gingen die Schüler ungewohnt leise aus dem Zimmer. Später ging auch er hinaus, verließ das Gebäude durch den Hintereingang und setzte sich auf der anderen Straßenseite in die Landesbibliothek, wo ihn niemand suchen würde.

Zum zweiten Teil der Doppelstunde war er pünktlich wie immer. Er hatte die Zahlen von der Stirn gerieben, sie nach einer Minute des Zögerns im Notizbuch festgehalten und dann den schmalen Kranz von grauem Haar getrocknet. Nur

die feuchten Flecke auf Jacke und Hose verrieten noch, daß es etwas Ungewöhnliches gegeben hatte. Jetzt nahm er den Stoß durchnässter Hefte aus der Aktentasche.

»Ein Malheur«, sagte er knapp. »Ich bin gestolpert, und da sind sie herausgerutscht, in den Regen. Die Korrekturen dürften trotzdem noch lesbar sein; sonst müßt ihr mit Konjekturen arbeiten.«

So kannten sie ihn, und hörbare Erleichterung ging durch den Raum. Ab und zu noch fing er einen neugierigen Blick auf, und auch ein Rest von Scheu war bei einigen in der Stimme. Sonst war alles wie früher. Er schrieb die häufigsten Fehler an die Tafel. Dann ließ er die Schüler still für sich arbeiten.

Konnte man, was in der nächsten Viertelstunde mit ihm geschah, eine Entscheidung nennen? Gregorius sollte sich die Frage später immer wieder stellen, und nie war er sicher. Doch wenn es keine Entscheidung war – was war es dann?

Es begann damit, daß er die auf ihre Hefte blickenden, nach vorne gebeugten Schüler auf einmal betrachtete, als sähe er sie zum erstenmal.

Lucien von Graffenried, der beim alljährlichen Schachturnier in der Aula, bei dem Gregorius simultan gegen ein Dutzend Schüler spielte, eine Figur heimlich verrückt hatte. Nach den Zügen an den anderen Brettern hatte Gregorius wieder vor ihm gestanden. Er merkte es sofort. Ruhig sah er ihn an. Flammende Röte überzog Luciens Gesicht. »Das hast du doch nicht nötig«, sagte Gregorius, und dann sorgte er dafür, daß diese Partie Remis ausging.

Sarah Winter, die morgens um zwei vor seiner Wohnungstür gestanden hatte, weil sie nicht wußte, was sie mit ihrer Schwangerschaft machen sollte. Er hatte Tee gekocht und zugehört, sonst nichts. »Ich bin so froh, daß ich Ihrem Rat gefolgt bin«, sagte sie eine Woche später, »es wäre viel zu früh gewesen für ein Kind.«

Beatrice Lüscher mit der ebenmäßigen, gestochenen Schrift, die unter der Last ihrer stets perfekten Leistungen erschreckend schnell alt wurde. René Zingg, stets an der untersten Notengrenze.

Und natürlich Natalie Rubin. Ein Mädchen, das mit seiner Gunst geizte und ein bißchen war wie ein höfisches Fräulein aus vergangenen Jahrhunderten, unnahbar, umschwärmt und gefürchtet wegen ihrer spitzen Zunge. Vergangene Woche war sie nach dem Pausenzeichen aufgestanden, hatte sich gestreckt wie jemand, der sich in seinem Körper wohl fühlt, und hatte ein Bonbon aus der Rocktasche geholt. Auf dem Weg zur Tür packte sie es aus, und als sie an ihm vorbeikam, führte sie es zum Mund. Es hatte gerade die Lippen berührt, da brach sie die Bewegung ab, drehte sich zu ihm, hielt ihm das knallrote Bonbon hin und fragte: »Möchten Sie?« Belustigt über seine Verblüffung hatte sie ihr seltenes, helles Lachen gelacht und dafür gesorgt, daß ihre Hand die seine berührte.

Gregorius ging sie alle durch. Zuerst kam es ihm vor, als zöge er nur eine Zwischenbilanz seiner Gefühle für sie. In der Mitte der Bankreihen dann merkte er, daß er immer häufiger dachte: *Wieviel Leben sie noch vor sich haben; wie offen ihre Zukunft noch ist; was noch alles mit ihnen passieren kann; was sie noch alles erleben können!*

*Português.* Er hörte die Melodie und sah das Gesicht der Frau, wie es mit geschlossenen Augen hinter dem frottierenden Handtuch aufgetaucht war, weiß wie Alabaster. Ein letztes Mal ließ er den Blick über die Köpfe der Schüler hinweggleiten. Dann erhob er sich langsam, ging zur Tür, wo er den feuchten Mantel vom Haken nahm, und verschwand, ohne sich noch einmal umzudrehen, aus dem Zimmer.

Seine Aktentasche mit den Büchern, die ihn ein Leben lang begleitet hatten, war auf dem Pult zurückgeblieben. Oben an

der Treppe hielt er inne und dachte daran, wie er die Bücher alle paar Jahre von neuem zum Binden gebracht hatte, immer in demselben Geschäft, wo man über die abgegriffenen, mürben Seiten lachte, die sich beinahe schon wie Löschpapier anfühlten. Solange die Tasche auf dem Pult lag, würden die Schüler annehmen, er käme wieder. Doch das war nicht der Grund, warum er die Bücher hatte liegenlassen und warum er jetzt der Versuchung widerstand, sie doch noch zu holen. Wenn er jetzt ging, dann mußte er auch von diesen Büchern weggehen. Das spürte er mit großer Klarheit, selbst wenn er in diesem Augenblick, auf dem Weg zum Ausgang, keine Ahnung hatte, was das eigentlich hieß: weggehen.

In der Eingangshalle fiel sein Blick auf die kleine Pfütze, die sich gebildet hatte, als die Frau mit tropfendem Mantel darauf gewartet hatte, daß er von der Toilette zurückkäme. Sie war die Spur einer Besucherin aus einer anderen, fernen Welt, und Gregorius betrachtete sie mit einer Andacht, wie er sie archäologischen Funden gegenüber zu empfinden pflegte. Erst als er den schlurfenden Schritt des Hausmeisters hörte, riß er sich los und verließ rasch das Gebäude.

Ohne sich umzudrehen, ging er bis zu einer Häuserecke, von der aus er ungesehen einen Blick zurückwerfen konnte. Mit einer plötzlichen Wucht, die er sich nicht zugetraut hätte, spürte er, wie sehr er dieses Gebäude und alles, wofür es stand, liebte und wie sehr er es vermissen würde. Er rechnete nach: Vor zweiundvierzig Jahren, als fünfzehnjähriger Gymnasiast, hatte er es zum erstenmal betreten, schwankend zwischen Vorfreude und Beklommenheit. Vier Jahre später hatte er es mit dem Maturitätszeugnis in der Hand verlassen, nur um weitere vier Jahre später wiederzukommen als Vertreter für den verunglückten Griechischlehrer, der ihm seinerzeit die antike Welt aufgeschlossen hatte. Aus dem studierenden Vertreter war ein immer weiterstudierender Dauervertreter ge-

worden, der bereits dreiunddreißig war, als er schließlich sein Universitätsexamen machte.

Gemacht hatte er es nur, weil Florence, seine Frau, darauf gedrängt hatte. An eine Promotion hatte er nie gedacht; wenn man ihn danach fragte, lachte er nur. Auf solche Dinge kam es nicht an. Worauf es ankam, war etwas ganz Einfaches: die alten Texte bis in jede Einzelheit, in jedes grammatische und stilistische Detail hinein zu kennen und zu wissen, was die Geschichte eines jeden Ausdrucks gewesen war. Mit anderen Worten: *gut* zu sein. Das war nicht Bescheidenheit – im Anspruch an sich selbst war er ganz und gar unbescheiden. Auch war es nicht Verschrobenheit oder eine verdrehte Art von Eitelkeit. Es war, hatte er später manchmal gedacht, eine stille Wut gewesen, die sich gegen eine wichtigtuerische Welt gerichtet hatte, ein unbeugsamer Trotz, mit dem er sich an der Welt der Angeber hatte rächen wollen, unter der sein Vater ein Leben lang gelitten hatte, weil er es nur zum Museumswärter gebracht hatte. Daß die anderen, die viel weniger konnten als er – lachhaft wenig, um die Wahrheit zu sagen –, Examen machten und eine feste Stellung bekamen: Es war, als gehörten sie zu einer anderen, einer unerträglich oberflächlichen Welt mit Maßstäben, für die er nur Verachtung übrig hatte. In der Schule wäre man nie auf die Idee gekommen, ihn zu entlassen und durch jemanden mit Examen zu ersetzen. Der Rektor, selbst Altphilologe, wußte, wie gut Gregorius war – viel besser als er selbst –, und er wußte, daß es unter den Schülern einen Aufstand gegeben hätte. Das Examen, als er es schließlich machte, kam Gregorius lächerlich einfach vor, und er gab nach der Hälfte der Zeit ab. Er hatte es Florence stets ein bißchen übelgenommen, daß sie ihn dazu gebracht hatte, seinen Trotz aufzugeben.

Gregorius wandte sich um und ging langsam in Richtung Kirchenfeldbrücke. Als die Brücke in Sicht kam, hatte er das

sonderbare, ebenso beunruhigende wie befreiende Gefühl, daß er im Begriff stand, sein Leben im Alter von siebenundfünfzig Jahren zum erstenmal ganz in die eigenen Hände zu nehmen.

**2** An der Stelle, wo die Frau im strömenden Regen den Brief gelesen hatte, blieb er stehen und blickte nach unten. Zum erstenmal wurde ihm klar, wie tief man fallen würde. Hatte sie wirklich springen wollen? Oder war das nur eine vor-eilige Befürchtung gewesen, die damit zu tun hatte, daß auch der Bruder von Florence von einer Brücke gesprungen war? Außer daß sie Portugiesisch als Muttersprache hatte, wußte er von der Frau nicht das geringste. Nicht einmal ihren Namen kannte er. Natürlich war es unsinnig, den zerknüllten Brief von hier oben erkennen zu wollen. Trotzdem starrte er mit Augen, die vor Anstrengung zu tränen begannen, nach unten. War jener dunkle Punkt sein Schirm? Er faßte in die Jacke und vergewisserte sich, daß er das Notizbuch mit der Nummer, die ihm die namenlose Portugiesin auf die Stirn geschrieben hatte, bei sich trug. Dann ging er bis zum Ende der Brücke, unsicher, wohin er sich danach wenden sollte. Er war dabei, aus seinem bisherigen Leben wegzulaufen. Konnte einer, der das vorhatte, einfach nach Hause gehen?

Sein Blick fiel auf das Hotel Bellevue, das älteste und vornehmste Hotel der Stadt. Viele tausend Male war er daran vorbeigegangen, ohne es je zu betreten. Jedesmal hatte er gespürt, daß es da war, und es war ihm, dachte er jetzt, auf unbestimmte Weise wichtig gewesen, daß es da war; es hätte ihn verstört zu erfahren, das Haus werde abgerissen oder höre auf, ein Hotel – oder auch nur: dieses Hotel – zu sein. Aber es wäre

ihm nie in den Sinn gekommen, daß er, Mundus, darin etwas zu suchen hätte. Zögerlich ging er jetzt auf den Eingang zu. Ein Bentley hielt, der Chauffeur stieg aus und ging hinein. Als Gregorius ihm folgte, tat er es mit dem Gefühl, etwas ganz und gar Revolutionäres und eigentlich Verbotenes zu tun.

Das Foyer mit der Kuppel aus farbigem Glas war menschenleer, und der Teppich verschluckte jedes Geräusch. Gregorius war froh, daß der Regen aufgehört hatte und sein Mantel nicht tropfte. Mit seinen schweren, unförmigen Schuhen ging er weiter und betrat den Speisesaal. Von den fürs Frühstück gedeckten Tischen waren nur zwei besetzt. Leise Töne eines Divertimentos von Mozart ließen den Eindruck entstehen, daß man sich fernab von allem befand, was laut, häßlich und bedrängend war. Gregorius zog den Mantel aus und setzte sich an einen Tisch am Fenster. Nein, sagte er dem Kellner in der hellbeigen Jacke, er sei kein Hotelgast. Er spürte, wie er gemustert wurde: der grobe Rollkragenpullover unter der abgetragenen Jacke mit den Ledereinsätzen an den Ellbogen; die ausgebeulte Kordhose; der spärliche Haarkranz um die mächtige Glatze; der graue Bart mit den weißen Sprenkeln, die ihn stets ein bißchen ungepflegt aussehen ließen. Als der Kellner mit der Bestellung gegangen war, prüfte Gregorius mit fahrigem Bewegungen, ob er genug Geld bei sich hatte. Dann stützte er die Ellbogen auf das gestärkte Tischtuch und blickte zur Brücke hinüber.

Es war unsinnig zu hoffen, sie würde dort noch einmal auftauchen. Sie war über die Brücke zurückgegangen und danach in einer Altstadtgasse verschwunden. Er sah sie vor sich, wie sie hinten im Klassenzimmer gesessen und mit abwesendem Blick zum Fenster hinausgesehen hatte. Er sah, wie sie die weißen Hände ineinanderkrampfte. Und wieder sah er, wie ihr alabasternes Gesicht hinter dem Handtuch auftauchte, erschöpft und verletztlich. *Português*. Zögernd holte er das Notiz-

buch hervor und betrachtete die Telefonnummer. Der Kellner brachte das Frühstück mit Kannen aus Silber. Gregorius ließ den Kaffee kalt werden. Einmal stand er auf und ging auf das Telefon zu. Auf halbem Weg machte er kehrt und ging zum Tisch zurück. Er zahlte für das unberührte Frühstück und verließ das Hotel.

Es war viele Jahre her, daß er in der spanischen Buchhandlung drüben am Hirschengraben gewesen war. Früher hatte er dort ab und zu ein Buch für Florence abgeholt, das sie für ihre Dissertation über San Juan de la Cruz gebraucht hatte. Im Bus hatte er manchmal darin geblättert, zu Hause jedoch hatte er die Bücher nie angerührt. Spanisch – das war ihr Territorium. Es war wie Latein und ganz anders als Latein, und das störte ihn. Es ging ihm gegen den Strich, daß Wörter, in denen das Lateinische so sehr gegenwärtig war, aus heutigen Mündern kamen – auf der Gasse, im Supermarkt, im Café. Daß sie gebraucht wurden, um Coca Cola zu bestellen, zu feilschen und zu fluchen. Er fand den Gedanken schwer erträglich und wischte die Vorstellung, wenn sie kam, schnell und heftig beiseite. Natürlich, auch die Römer hatten gefeilscht und geflucht. Aber das war etwas anderes. Er liebte die lateinischen Sätze, weil sie die Ruhe alles Vergangenen in sich trugen. Weil sie einen nicht zwangen, etwas dazu zu sagen. Weil sie Sprache jenseits des Geredes waren. Und weil sie in ihrer Unverrückbarkeit schön waren. Tote Sprachen – Leute, die so darüber redeten, hatten keine Ahnung, wirklich überhaupt keine Ahnung, und Gregorius konnte hart und unbeugsam sein in seiner Verachtung für sie. Wenn Florence am Telefon Spanisch sprach, schloß er die Tür. Das verletzte sie, und er konnte es ihr nicht erklären.

In der Buchhandlung roch es wunderbar nach altem Leder und Staub. Der Besitzer, ein älterer Mann mit einer legendären Kenntnis der romanischen Sprachen, war im hinteren Raum

beschäftigt. Der vordere Raum war leer bis auf eine junge Frau, allem Anschein nach eine Studentin. Sie saß in einer Ecke neben einem Tisch und las in einem dünnen Buch mit vergilbtem Einband. Gregorius wäre lieber allein gewesen. Das Gefühl, daß er hier nur deshalb stand, weil ihm die Melodie eines portugiesischen Worts nicht aus dem Sinn ging, und vielleicht auch deshalb, weil er nicht gewußt hatte, wohin er sonst gehen sollte, wäre ohne Zeugen leichter zu ertragen gewesen. Er ging die Regale entlang, ohne etwas zu sehen. Ab und zu stellte er die Brille schräg, um auf einem hohen Regal einen Titel besser lesen zu können; doch kaum hatte er ihn gelesen, war er auch schon wieder vergessen. Wie so oft war er mit seinen Gedanken allein, und sein Geist war nach außen hin versiegelt.

Als die Tür aufging, drehte er sich schnell um, und an der Enttäuschung darüber, daß es der Postbote war, merkte er, daß er entgegen seinem Vorsatz und gegen alle Vernunft doch auf die Portugiesin wartete. Jetzt klappte die Studentin das Buch zu und erhob sich. Doch statt es auf den Tisch zu den anderen zu tun, blieb sie stehen, ließ den Blick stets von neuem über den grauen Einband gleiten, strich mit der Hand darüber, und erst nachdem einige weitere Sekunden verronnen waren, legte sie das Buch auf den Tisch, so sanft und vorsichtig, als könnte es durch einen Stoß zu Staub zerfallen. Einen Moment lang blieb sie danach beim Tisch stehen, und es sah aus, als würde sie es sich vielleicht anders überlegen und das Buch doch noch kaufen. Dann ging sie hinaus, die Hände in den Manteltaschen vergraben und den Kopf gesenkt. Gregorius nahm das Buch in die Hand und las: AMADEU INÁCIO DE ALMEIDA PRADO, UM OURIVES DAS PALAVRAS, LISBOA 1975.

Der Buchhändler war gekommen, warf jetzt einen Blick auf das Buch und sprach den Titel aus. Gregorius hörte nur einen Fluß von Zischlauten; die verschluckten, kaum hörbaren Vo-

kale schienen nur als Vorwand dazusein, um das rauschende *sch* am Schluß stets von neuem wiederholen zu können.

»Sprechen Sie Portugiesisch?«

Gregorius schüttelte den Kopf.

»*Ein Goldschmied der Worte*, heißt es. Ist das nicht ein schöner Titel?«

»Still und elegant. Wie mattes Silber. Würden Sie ihn noch einmal auf Portugiesisch sagen?«

Der Buchhändler wiederholte die Worte. Außer den Worten selbst konnte man hören, wie er ihren samtene Klang genoß. Gregorius schlug das Buch auf und blätterte, bis der Text begann. Er reichte es dem Mann, der ihm einen verwunderten und wohlgefälligen Blick zuwarf und vorzulesen begann. Gregorius schloß beim Zuhören die Augen. Nach ein paar Sätzen hielt der Mann inne.

»Soll ich übersetzen?«

Gregorius nickte. Und dann hörte er Sätze, die in ihm eine betäubende Wirkung entfalteten, denn sie klangen, als seien sie allein für ihn geschrieben worden, und nicht nur für ihn, sondern für ihn an diesem Vormittag, der alles verändert hatte.

*Von tausend Erfahrungen, die wir machen, bringen wir höchstens eine zur Sprache, und auch diese bloß zufällig und ohne die Sorgfalt, die sie verdiente. Unter all den stummen Erfahrungen sind diejenigen verborgen, die unserem Leben unbemerkt seine Form, seine Färbung und seine Melodie geben. Wenn wir uns dann, als Archäologen der Seele, diesen Schätzen zuwenden, entdecken wir, wie verwirrend sie sind. Der Gegenstand der Betrachtung weigert sich stillzustehen, die Worte gleiten am Erlebten ab, und am Ende stehen lauter Widersprüche auf dem Papier. Lange Zeit habe ich geglaubt, das sei ein Mangel, etwas, das es zu überwinden gelte. Heute denke ich, daß es sich anders verhält:*

*daß die Anerkennung der Verwirrung der Königsweg zum Verständnis dieser vertrauten und doch rätselhaften Erfahrungen ist. Das klingt sonderbar, ja eigentlich absonderlich, ich weiß. Aber seit ich die Sache so sehe, habe ich das Gefühl, das erstmal richtig wach und am Leben zu sein.*

»Das ist die Einleitung«, sagte der Buchhändler und begann zu blättern. »Und nun, so scheint es, beginnt er, Abschnitt für Abschnitt nach all den verborgenen Erfahrungen zu graben. Sein eigener Archäologe zu sein. Es gibt Abschnitte von mehreren Seiten, und dann wieder ganz kurze. Hier zum Beispiel ist einer, der aus einem einzigen Satz besteht.« Er übersetzte:

*Wenn es so ist, daß wir nur einen kleinen Teil von dem leben können, was in uns ist – was geschieht mit dem Rest?*

»Ich möchte das Buch haben«, sagte Gregorius.

Der Buchhändler klappte es zu und fuhr mit der Hand auf dieselbe zärtliche Weise über den Einband, wie es die Studentin vorhin getan hatte.

»Ich habe es letztes Jahr in einer Ramschkiste eines Antiquariats in Lissabon gefunden. Und jetzt erinnere ich mich auch wieder: Ich habe es mitgenommen, weil mir die Einleitung gefiel. Irgendwie habe ich es dann aus den Augen verloren.« Er sah Gregorius an, der umständlich nach seiner Brieftasche tastete. »Ich schenke es Ihnen.«

»Das ist . . .«, begann Gregorius heiser und räusperte sich.

»Es hat ohnehin so gut wie nichts gekostet«, sagte der Buchhändler und reichte ihm das Buch. »Jetzt erinnere ich mich auch wieder an Sie: San Juan de la Cruz. Richtig?«

»Das war meine Frau«, sagte Gregorius.

»Dann sind Sie der Altphilologe vom Kirchenfeld, sie hat von Ihnen gesprochen. Und später einmal hörte ich noch jemanden

von Ihnen sprechen. Es klang, als seien Sie ein wandelndes Lexikon.« Er lachte. »Ein ausgesprochen beliebtes Lexikon.«

Gregorius steckte das Buch in die Manteltasche und gab ihm die Hand. »Vielen Dank.«

Der Buchhändler begleitete ihn zur Tür. »Ich hoffe, ich habe Sie nicht ...«

»Keineswegs«, sagte Gregorius und berührte ihn am Arm.

Auf dem Bubenbergplatz blieb er stehen und ließ den Blick kreisen. Hier hatte er sein ganzes Leben verbracht, hier kannte er sich aus, hier war er zu Hause. Für einen, der so kurzsichtig war wie er, war das wichtig. Für einen wie ihn war die Stadt, in der er wohnte, wie ein Gehäuse, eine wohnliche Höhle, ein sicherer Bau. Alles andere bedeutete Gefahr. Nur jemand, der ähnlich dicke Brillengläser hatte, konnte das verstehen. Florence hatte es nicht verstanden. Und vielleicht aus dem gleichen Grunde hatte sie nicht verstanden, daß er nicht gerne flog. Ein Flugzeug besteigen und wenige Stunden später in einer ganz anderen Welt ankommen, ohne daß man Zeit gehabt hatte, einzelne Bilder von der Strecke dazwischen in sich aufzunehmen – das mochte er nicht, und es verstörte ihn. *Es ist nicht richtig*, hatte er zu Florence gesagt. *Was meinst du: nicht richtig?*, hatte sie gereizt gefragt. Er hatte es nicht erklären können, und so war sie denn immer öfter allein geflogen, oder mit anderen, meistens nach Südamerika.

Gregorius trat vor das Anzeigenfenster des Kinos Bubenberg. In der Spätvorstellung gab es einen Schwarzweißfilm nach einem Roman von Georges Simenon: *L'homme qui regardait passer les trains*. Der Titel gefiel ihm, und auch die Ausschnitte betrachtete er lange. Ende der siebziger Jahre, als jedermann einen Farbfernseher kaufte, hatte er tagelang vergeblich versucht, noch ein Schwarzweißgerät zu bekommen. Schließlich hatte er eins aus dem Sperrmüll mit nach Hause genommen. Zäh hatte er auch nach der Heirat daran festge-

halten, es stand in seinem Arbeitszimmer, und wenn er allein war, ließ er den farbigen Apparat im Wohnzimmer links liegen und schaltete die alte Kiste ein, die flimmerte und in der die Bilder gelegentlich rollten. *Mundus, du bist unmöglich*, hatte Florence eines Tages gesagt, als sie ihn vor dem häßlichen, unförmigen Kasten fand. Daß sie ihn anzureden begann wie die anderen und er nun auch zu Hause wie ein Faktotum der Stadt Bern behandelt wurde – das war der Anfang vom Ende gewesen. Als der Farbfernseher mit der Scheidung aus der Wohnung verschwunden war, hatte er aufgeatmet. Erst Jahre später, als die Bildröhre ganz kaputt war, hatte er sich ein neues Gerät in Farbe gekauft.

Die Ausschnitte im Kinofenster waren groß und gestochen scharf. Der eine zeigte das bleiche, alabasterne Gesicht von Jeanne Moreau, die sich feuchte Strähnen aus der Stirn strich. Gregorius riß sich los und ging ins nächste Café, um das Buch näher zu betrachten, in dem der adlige Portugiese versucht hatte, sich mit seinen stummen Erfahrungen in Worte zu fassen.

Erst jetzt, da er mit der Bedächtigkeit des Liebhabers alter Bücher langsam Seite für Seite umblätterte, entdeckte er das Portrait des Autors, ein altes, zur Zeit der Drucklegung bereits vergilbtes Foto, auf dem die ehemals schwarzen Flächen zu dunklem Braun ausgebleichen waren, das helle Gesicht vor einem Hintergrund aus grobkörnigem, schattenhaftem Dunkel. Gregorius putzte die Brille, setzte sie wieder auf und war innerhalb weniger Augenblicke vollständig von dem Gesicht gefangengenommen.

Der Mann mochte Anfang dreißig sein und strahlte eine Intelligenz, ein Selbstbewußtsein und eine Kühnheit aus, die Gregorius förmlich blendeten. Das helle Gesicht mit der hohen Stirn war überwölbt von üppigem dunklem Haar, das matt zu glänzen schien und, nach hinten gekämmt, wie ein

Helm wirkte, aus dem seitlich in weichen Wellen Strähnen auf die Ohren fielen. Eine schmale, römische Nase gab dem Gesicht große Klarheit, unterstützt von kräftigen Augenbrauen, die gesetzt waren wie feste Balken, gemalt mit breitem Pinsel und nach außen hin früh abbrechend, so daß eine Konzentration zur Mitte hin entstand, dorthin, wo die Gedanken waren. Die vollen, geschwungenen Lippen, die im Gesicht einer Frau nicht überrascht hätten, waren eingefasst von einem dünnen Lippenbärtchen und einem gestutzten Kinnbart, der durch den schwarzen Schatten, den er auf den schlanken Hals warf, bei Gregorius den Eindruck hinterließ, als müsse man auch mit einer gewissen Rauheit und Härte rechnen. Was jedoch alles entschied, waren die dunklen Augen. Sie waren von Schatten untermalt, doch waren es nicht Schatten der Müdigkeit, Erschöpfung oder Krankheit, sondern Schatten des Ernstes und der Melancholie. In seinem dunklen Blick mischte sich Sanftmut mit Unerschrockenheit und Unbeugsamkeit. Der Mann war ein Träumer und Dichter, dachte Gregorius, zugleich aber einer, der mit Entschiedenheit eine Waffe führen könnte oder ein Skalpell, und einer, dem man besser aus dem Weg ging, wenn seine Augen in Flammen standen, Augen, die ein Heer von schlagkräftigen Riesen auf Abstand halten konnten, Augen auch, denen nicht jeder gemeine Blick fernlag. Von der Kleidung war nur der weiße Hemdkragen mit einem Kravattenknoten zu erkennen, darüber eine Jacke, die sich Gregorius als einen Gehrock vorstellte.

Es war beinahe ein Uhr, als Gregorius aus der Versunkenheit auftauchte, die das Portrait in ihm hervorgerufen hatte. Wiederum war der Kaffee vor ihm kalt geworden. Er wünschte, er könnte die Stimme des Portugiesen hören und sehen, wie er sich bewegte. 1975: Wenn er da Anfang dreißig gewesen war, wie es schien, so war er jetzt etwas über sechzig. *Português*. Gregorius rief sich die Stimme der namenlosen

Portugiesin in Erinnerung und transponierte sie in Gedanken tiefer, ohne daß sie dadurch zur Stimme des Buchhändlers wurde. Es sollte eine Stimme von melancholischer Klarheit sein, die genau dem Blick von Amadeu de Prado entsprach. Er versuchte, die Sätze im Buch mit dieser Stimme zum Klingen zu bringen. Doch es ging nicht; er wußte nicht, wie die einzelnen Wörter auszusprechen waren.

Draußen vor dem Café ging Lucien von Graffenried vorbei. Gregorius war überrascht und erleichtert zu spüren, daß er nicht zusammenzuckte. Er sah dem Jungen nach und dachte an die Bücher auf dem Lehrerpult. Er mußte warten, bis der Unterricht um zwei von neuem begonnen hatte. Dann erst konnte er in die Buchhandlung gehen, um einen portugiesischen Sprachkurs zu kaufen.

**3** Kaum hatte Gregorius zu Hause die erste Platte aufgelegt und die ersten portugiesischen Sätze gehört, klingelte das Telefon. Die Schule. Das Klingeln wollte nicht aufhören. Er stand neben dem Apparat und probierte Sätze aus, die er sagen könnte. *Seit heute vormittag spüre ich, daß ich aus meinem Leben noch etwas anderes machen möchte. Daß ich nicht mehr euer Mundus sein will. Ich habe keine Ahnung, was das Neue sein wird. Aber es duldet keinen Aufschub, nicht den geringsten. Meine Zeit nämlich verrinnt, und es könnte sein, daß nicht mehr viel davon übrig ist.* Gregorius sprach die Sätze laut vor sich hin. Sie stimmten, das wußte er, er hatte in seinem Leben wenige Sätze von Bedeutung gesagt, die so genau gestimmt hatten wie diese. Doch sie hatten einen hohlen und pathetischen Klang, wenn man sie aussprach, und es war unmöglich, sie in den Telefonhörer hinein zu sagen.

Das Klingeln hatte aufgehört. Aber es würde stets von neuem beginnen. Sie machten sich Sorgen und würden nicht ruhen, bis sie ihn gefunden hatten; es konnte ihm ja etwas zugestoßen sein. Früher oder später würde es an der Tür klingeln. Jetzt, im Februar, wurde es immer noch früh dunkel. Er würde kein Licht machen dürfen. Mitten in der Stadt, welche die Mitte seines Lebens gebildet hatte, war er auf der Flucht und mußte sich in der Wohnung, in der er seit fünfzehn Jahren lebte, verstecken. Es war bizarr, lächerlich und hörte sich an wie eine Schmierenkomödie. Und doch war es *ernst*, ernster als das meiste, was er bis dahin erlebt und getan hatte. Aber es war unmöglich, es denen zu erklären, die ihn suchten. Gregorius stellte sich vor, wie er die Tür öffnete und sie hereinbat. Es war unmöglich. Ganz und gar unmöglich.

Dreimal hintereinander hörte er die erste Platte des Kurses, und langsam bekam er eine Ahnung vom Unterschied zwischen dem Geschriebenen und dem Gesprochenen, und von all dem, was im gesprochenen Portugiesisch verschluckt wurde. Sein untrügliches, anstrengungsloses Gedächtnis für Wortgebilde trat in Kraft.

In Abständen, die ihm immer kürzer vorkamen, klingelte das Telefon. Von der Vormieterin hatte er seinerzeit einen vorsintflutlichen Apparat übernommen und einen Anschluß ohne einen Stecker, den er jetzt hätte herausziehen können. Er hatte darauf bestanden, daß alles so blieb. Jetzt holte er eine Woldecke, um das Klingeln zu ersticken.

Die Stimmen, die durch den Sprachkurs führten, forderten ihn auf, Wörter und kurze Sätze nachzusprechen. Lippen und Zunge fühlten sich schwerfällig und plump an, wenn er es versuchte. Die alten Sprachen waren wie gemacht für seinen bernischen Mund, und in diesem zeitlosen Universum kam der Gedanke, daß man sich beeilen mußte, nicht vor. Die Portugiesen dagegen schienen es stets eilig zu haben, ähnlich wie die

Franzosen, denen er sich deshalb von vornherein unterlegen fühlte. Florence hatte sie geliebt, diese rasende Eleganz, und wenn er die Leichtigkeit gehört hatte, mit der sie ihr gelang, war er stumm geworden.

Doch nun war mit einemmal alles anders: Gregorius *wollte* das ungestüme Tempo des Sprechers und die tanzende Helligkeit der Sprecherin, die an eine Piccoloflöte erinnerte, nachahmen und ließ die immer gleichen Sätze wiederkehren, um den Abstand zwischen seiner behäbigen Aussprache und dem glitzernden Vorbild zu verkleinern. Nach einer Weile begriff er, daß er dabei war, eine große Befreiung zu erleben; die Befreiung von einer selbstaufgelegten Beschränkung, von einer Langsamkeit und Schwerfälligkeit, wie sie aus seinem Namen sprach und wie sie aus den langsamen Schritten seines Vaters gesprochen hatte, wenn er im Museum bedächtig von einem Raum in den anderen gegangen war; die Befreiung von einem Bildnis seiner selbst, in dem er auch dann, wenn er nicht las, einer war, der sich kurzsichtig über verstaubte Bücher beugte; ein Bildnis, das er nicht planvoll entworfen hatte, das vielmehr langsam und unmerklich gewachsen war; das Bildnis von Mundus, das nicht nur seine eigene Handschrift trug, sondern auch die Handschrift vieler anderer, die es angenehm gefunden hatten und bequem, sich an dieser stillen, musealen Gestalt festhalten und sich bei ihr ausruhen zu können. Es kam Gregorius vor, als trete er aus diesem Bildnis heraus wie aus einem verstaubten Ölgemälde an der Wand eines vergessenen Seitenflügels im Museum. Er ging in der dämmrigen Beleuchtung der lichtlosen Wohnung auf und ab, bestellte auf Portugiesisch einen Kaffee, fragte nach einer Straße in Lissabon, erkundigte sich nach dem Beruf von jemandem und nach dem Namen, beantwortete Fragen nach dem eigenen Beruf und führte ein kurzes Gespräch über das Wetter.

Und auf einmal begann er, mit der Portugiesin vom Vor-

mittag zu sprechen. Er fragte sie nach dem Grund ihrer Wut auf den Briefschreiber. *Você quis saltar? Wollten Sie springen?* Aufgeregt hielt er sich das neue Wörterbuch und die Grammatik vor die Augen und schlug Ausdrücke und Verbformen nach, die ihm fehlten. *Português*. Wie anders das Wort jetzt schon klang! Hatte es bisher den Zauber eines Kleinods aus einem fernen, unzugänglichen Land besessen, so war es jetzt eher wie einer von tausend Edelsteinen in einem Palast, zu dem er soeben die Tür aufgestoßen hatte.

An der Tür klingelte es. Auf Zehenspitzen ging Gregorius zum Plattenspieler und stellte ihn ab. Es waren junge Stimmen, Schülerstimmen, die draußen beratschlagten. Noch zweimal schnitt die grelle Klingel durch die dämmerige Stille, in der Gregorius regungslos wartete. Dann entfernten sich die Schritte im Treppenhaus.

Die Küche war der einzige Raum, der nach hinten hinausging und eine Jalousie hatte. Gregorius ließ sie herunter und machte Licht. Er holte das Buch des adligen Portugiesen und die Sprachbücher, setzte sich an den Eßtisch und begann, den ersten Text nach der Einleitung zu übersetzen. Es war wie Latein und ganz anders als Latein, und jetzt störte es ihn kein bißchen. Es war ein schwieriger Text, und es dauerte. Methodisch und mit der Ausdauer eines Marathonläufers suchte Gregorius die Wörter heraus und durchkämmte die Verbtabellen, bis er die undurchsichtigen Verbformen enträtselt hatte. Nach wenigen Sätzen erfaßte ihn fiebrige Erregung, und er holte Papier, um die Übersetzung aufzuschreiben. Es war fast neun Uhr, als er endlich zufrieden war:

PROFUNDEZAS INCERTAS. UNGEWISSE UNTIEFEN. *Gibt es ein Geheimnis unter der Oberfläche menschlichen Tuns? Oder sind die Menschen ganz und gar so, wie ihre Handlungen, die offen zutage liegen, es anzeigen?*

*Es ist in höchstem Grade merkwürdig, aber die Antwort wechselt in mir mit dem Licht, das auf die Stadt und den Tejo fällt. Ist es das verzaubernde Licht eines flirrenden Augusttages, das klare, scharfkantige Schatten hervorbringt, so erscheint mir der Gedanke einer verborgenen menschlichen Tiefe absonderlich und wie ein kuriozes, ein bißchen auch rührendes Phantasma, einer Luftspiegelung ähnlich, wie sie sich einstellt, wenn ich zu lange auf die in jenem Licht aufblitzenden Wellen blicke. Werden Stadt und Fluß dagegen an einem trüben Januartag von einer Kuppel aus schattenlosem Licht und langweiligem Grau überwölbt, so kenne ich keine Gewißheit, die größer sein könnte als diese: daß alles menschliche Tun nur höchst unvollkommener, geradezu lächerlich hilfloser Ausdruck eines verborgenen inneren Lebens von ungeahnter Tiefe ist, das an die Oberfläche drängt, ohne sie jemals auch nur im entferntesten erreichen zu können.*

*Und zu dieser sonderbaren, beunruhigenden Unzuverlässigkeit meines Urteils kommt noch eine Erfahrung hinzu, die, seitdem ich sie kennengelernt habe, mein Leben stets von neuem in eine verstörende Unsicherheit taucht: daß ich in dieser Sache, über die hinaus es für uns Menschen eigentlich nichts Wichtiges geben kann, genauso schwanke, wenn es um mich selbst geht. Wenn ich nämlich vor meinem Lieblingscafé sitze, mich von der Sonne bescheinen lasse und dem glockenhellen Lachen der vorbeigehenden Senhoras lausche, so kommt es mir vor, als sei meine gesamte innere Welt bis in den hintersten Winkel hinein ausgefüllt und mir durch und durch bekannt, weil sie sich in diesen angenehmen Empfindungen erschöpft. Schiebt sich dann jedoch eine entzaubernde, ernüchternde Wolkendecke vor die Sonne, so bin ich mit einem Schlag sicher, daß es in mir verborgene Tiefen und Untiefen gibt, aus denen heraus noch ungeahnte Dinge hervorbrechen und mich mit sich fortreißen könnten. Dann zahle ich schnell und suche mir hastig eine Zerstreuung in*

*der Hoffnung, die Sonne möge bald von neuem hervorbrechen und der beruhigenden Oberflächlichkeit zu ihrem Recht verhelfen.*

Gregorius schlug das Bild von Amadeu de Prado auf und lehnte das Buch gegen die Tischlampe. Satz für Satz las er den übersetzten Text in den kühnen, melancholischen Blick hinein. Ein einziges Mal nur hatte er etwas Ähnliches getan: als er als Student Marc Aurels Selbstbetrachtungen gelesen hatte. Auf dem Tisch hatte eine Gipsbüste des Kaisers gestanden, und wenn er an dem Text arbeitete, war es gewesen, als tue er es im Schutze seiner stummen Anwesenheit. Doch zwischen damals und jetzt gab es einen Unterschied, den Gregorius immer deutlicher spürte, je weiter die Nacht fortschritt, ohne daß er ihn hätte in Worte fassen können. Nur das eine wußte er, als es auf zwei Uhr ging: Der Portugiese verlieh ihm mit der Schärfe seiner Wahrnehmung eine Wachheit und Genauigkeit des Empfindens, wie es nicht einmal der weise Kaiser vermocht hatte, dessen Reflexionen er verschlungen hatte, als seien sie direkt an ihn gerichtet. Inzwischen nämlich hatte Gregorius eine weitere Aufzeichnung übersetzt:

PALAVRAS NUM SILÊNCIO DE OURO. WORTE IN GOLDENER STILLE. *Wenn ich Zeitung lese, Radio höre oder im Café darauf achte, was die Leute sagen, empfinde ich immer öfter Überdruß, ja Ekel ob der immer gleichen Worte, die geschrieben und gesprochen werden – ob der immer gleichen Wendungen, Floskeln und Metaphern. Und am schlimmsten ist es, wenn ich mir selbst zuhöre und feststellen muß, daß auch ich die ewig gleichen Dinge sage. Sie sind so schrecklich verbraucht und verwohnt, diese Worte, abgenutzt von millionenfacher Verwendung. Haben sie überhaupt noch eine Bedeutung? Natürlich, der Austausch der Wörter funktioniert, die Leute handeln danach, sie lachen und*

weinen, sie gehen nach links oder rechts, der Kellner bringt den Kaffee oder Tee. Doch das ist es nicht, was ich fragen will. Die Frage ist: Sind sie noch Ausdruck von Gedanken? Oder nur wirkungsvolle Lautgebilde, welche die Menschen dahin und dorthin treiben, weil die eingravierten Spuren des Geplappers unablässig aufleuchten?

Es kommt vor, daß ich dann an den Strand gehe und den Kopf weit hinaus in den Wind halte, den ich mir eisig wünschen würde, kälter, als wir ihn hierzulande kennen: Er möge all die abgegriffenen Worte, all die faden Sprechgewohnheiten aus mir hinausblasen, so daß ich zurückkommen könnte mit gereinigtem Geist, gereinigt von der Schlacke des immer gleichen Geredes. Doch bei der ersten Gelegenheit, wo ich etwas sagen muß, ist alles wie vorher. Die Reinigung, nach der ich mich sehne, ist nichts, was von selbst geht. Ich muß etwas tun, und ich muß es mit Worten tun. Aber was? Es ist nicht, daß ich aus meiner Sprache austreten und in eine andere eintreten möchte. Nein, es geht nicht um sprachliche Fahnenflucht. Und auch etwas anderes sage ich mir: Man kann die Sprache nicht neu erfinden. Doch was ist es dann, was ich möchte?

Vielleicht ist es so: Ich möchte die portugiesischen Worte neu setzen. Die Sätze, die aus dieser neuen Setzung entstünden, möchten nicht ausgefallen sein und verschroben, nicht exaltiert, maniert und gewollt. Es müßten archetypische Sätze des Portugiesischen sein, die sein Zentrum ausmachten, so daß man das Gefühl hätte, sie entsprängen ohne Umweg und ohne Verunreinigung aus dem transparenten, diamantenen Wesen dieser Sprache. Die Worte müßten makellos sein wie polierter Marmor, und sie müßten rein sein wie die Töne in einer Partita von Bach, die alles, was nicht sie selbst sind, in vollkommene Stille verwandeln. Manchmal, wenn noch ein Rest von Versöhnlichkeit mit dem sprachlichen Schlamm in mir ist, denke ich, es könnte die wohlige Stille eines zufriedenen Wohnzimmers sein oder auch